

Und wer seinen Gott nicht mehr kannte, und wer längst das Beten verlernt hatte, der lernte in dieser Stunde das Beten. Klatschend, wie aus Eimern geschüttet, sprang das retzende Raß vom Himmel.

23.

Herr Baumann in Köslin ließ sorgfältig die Flaschen pet-schieren, und sie gingen mit dem Andrejenschen Fuhrwerk zur Bahn und von da in gemächlicher Fahrt nach Schlawe und Bötow, nach Rabes und Schievelbein, nach Kügen und Poppot.

Friedrich Prengel aber stand am Gärtchen der Frau Mehfuß, die ihre Gemüsebeete bestellte. Die alte Auguste Walter aber war gestorben. Mareile Mehfuß hatte jetzt den Hansstand unter sich. Sie machte ihre Sache brav, aber braver hätte es vielleicht die Mutter gemacht, diese laubere, stattliche Witwe.

Friedrich Prengel kam mit seinem Dachshund Fidus jetzt öfter zu ihr, oder sie kam auch zu ihm, um in dem Haus am Mühlentbach nach dem Rechten zu sehen. Das war dem braven Prengel ein Trost. Er fühlte sich sehr einsam.

Die Nachbarn fingen an zu tuscheln. Aber das Hauptthema, wenn sich Friedrich Prengel mit der Frau Mehfuß und dem braunen Mareile unterhielt, war doch immer der Wilhelm und sein Dienst im Felde.

Die schlichten Berichte, die er schickte, in denen er schrieb von Kampf und Tod, von Kampf und Sieg, von seinem Prinzen, dem der Typhus fast das Leben gekostet hätte, und den er nun gepflegt habe, und von der Sehnsucht nach der ferneren Heimat — die gingen von Hand zu Hand, und noch andere, wie Friedrich Prengel, konnten sie Zeile für Zeile auswendig.

Mezlers Gustav war schließlich doch nicht mit nach Afrika gekommen. Das Los hatte entschieden. Er war auf ein Schul-schiff gekommen und bediente ein Maschinengewehr als Nichtschütze. Und Olga Andrejens war jetzt wirklich eine gefeierte Künstlerin. Mit Stolz konnte der Vater auf seine beiden Kinder blicken. Hugo Andrejens hatte das Examen mit Auszeichnung bestanden — nächstens würde er seinen Erholungsurlaub in Köslin verbringen — und Olga war in der „Berliner Illustrierten Zeitung“ abgebildet gewesen, als sie von ihrer Tournee aus St. Petersburg zurückkam, reich an Beifall, reich an Perlen. In Berlin wollte man sogar wissen, daß in Rußland ein Großfürst um ihre Gunst gekämpft habe, ebender, der ihr die Perlen, die so groß wie Haselnüsse waren, verchri hatte.

Aber der Mittelpunkt aller Gespräche, wenn Vater Prengel an seinem Stammtisch im „Adler“ erschien, blieb der Reiter Wilhelm Haack. Und was täglich die Zeitungen und vor allem das Kreisblatt von dem heroischen Heldennut und der ruhigen Todesverachtung der Handvoll Leute berichteten, auf die das ganze Vaterland mit Stolz blickte, die da fochten und ritten und hungerten und dursteten — und die Kunde gaben davon, daß das Vaterland nicht eingeschlafen war auf den Lorbeeren von Sedan, sondern daß das Vaterland jetzt erst recht auf sein Heer bauen durfte, das seines Vertrauens wert war und in dem der alte, gute Geist noch lebte. — Davon ging ein Teil auf den heldenmütigen Reiter Wilhelm Haack über.

Und Friedrich Prengel brauchte sich der Träne väterlicher Nührung nicht zu schämen, die in seinen Augen glänzte, wenn von Africas blutgetränkten Fluren und von seinen Streitern die Rede war.

24.

In der Kolonie aber tobte der Kampf. Wie immer, ver-nachten die braunen Teufel den deutschen Reiter aus den Schanzen in ihre Klippen und Dornen zu locken, zu fliehen und ihn dann aus dem sicheren Hinterhalt abzuschießen. Immer waghalsiger, immer dreister machte der Hunger die ver-schlagenen Feinde. Naht und zerrissen waren die eingebrachten Gefangenen. Von den spindelbären Armen und Beinen stachen die aufgetriebenen Leiber ab, die sich seit Wochen von Käfern und Raupen genährt hatten. Immer frecher wagten sich die hungrigen Rebellen heran. Wie die Schakale lauerten sie um die Wersten herum.

Und nun war man wieder einmal Hendrik Witbooi auf den Fersen. In wenigen Tagemärschen, so hatten die Buschleute gemeldet, mußte man ihn einholen. In Eilmärschen ging es in die Kalahari hinein.

Die Regenzeit war zu Ende. Es ging wieder ostwärts, der glühenden Sonne entgegen. Menschenleer, unübersehbar dehnte sich die ungeheure Steppe des trockenen Elefantenslusses, in dem man den Räufern nachjagte.

Und immer wieder Enttäuschung! Prinz Alexander hatte eine Sottentottenverft bei einer Wasserstelle in Brand setzen lassen. Dann sollte der Rückzug

angetreten werden. Der Fuchs Hendrik hatte, wie so oft, die Kämpfer genarrt.

Da plötzlich ein Schuß in die Tiere, die gerade angechirrt werden! Ein zweiter — ein dritter. Zwei Ochsen brechen zusammen. Im Nu ist alles im Sattel.

Freiwillig erbietet sich ein Leutnant als Patrouille. Sind es Nachzügler von Hendrik? Ist es der geriebene Fuchs mit seinen Orlogleuten selbst?

Prinz Alexander kennt den Leutnant. Ein Semester lang hat er mit ihm, dem sächsischen Husaren, auf Kriegsakademie in einem Hörsaal geessen. Auf Wimmer ist Verlaß!

Mutig galoppiert der Sachse an. Sein Pferd bläht die Kniester und will zaudern, aber ein kräftiger Schenfeldruck bringt das zitternde Tier vorwärts.

So fliegt er der sandigen Kuppe zu. Kaum können die beiden Reiter an seiner Seite mit ihm Tempo halten. Weit hinter sich läßt er die Gefährten. Auch sie müssen ihre Pferde erst anspornen.

Und während hinten die Kompanie blitzschnell an die Ge-wehre eilt und die Pferde, die in Eile zusammengetrieben werden, anschirrt und sattelt und die beiden Geschütze bespannt, ist Leutnant Wimmer, scharf nach dem hinterlistigen Gegner spähend, schon auf halbem Wege zu der sandigen Düne.

Da krachen aufs neue Schüsse. Zehn zugleich! Ein mör-derisches Schnellfeuer wie aus hundert Gewehren prasselt von dem Dünenkamm hernieder.

Zum furchtbaren Bollwerk, zur feuerpeinenden Schanze ist diese sandige Kuppe geworden.

Der tapfere Offizier läßt die Zügel fallen. Seine Hand hat nicht mehr die Kraft, nach dem Säbel zu fassen. Vor seinen Augen wird es dunkel. Blitzschnell freisen die Gedanken in seinem Hirn — die Heimat — der Vater, der ihn betäubt hin-anziehen läßt — dann fühlt er, wie ihn eine Last zu Boden zieht, wie die Flinte, die er auf der Schulter trägt, ihn drückt und niederzieht. Nur Sekunden sind's gewesen.

Die beiden Reiter liegen neben ihm im Sande. Die Pferde machen kurz kehrt und bäumen auf, dann brechen auch sie unter dem prasselnden Schnellfeuer der braunen Teufel zusammen.

Sie streckten schon die Beine in die Luft, als die Kompanie zur Hilfe eilte.

„Schwärmen!“

Wie die Spürhunde schoben sie sich vorwärts. Von allen Seiten krochen sie flink durch die Dornen und Klippen. Exer-ziermäßig, kaltblütig, wie daheim auf dem Kasernenhof, rich-teten die Kanoniere das vorgetriebene Geschütz. Krachend fährt die erste Granate nach der Höhe.

Prinz Alexander ist auf dem rechten Flügel. Er eröffnet das Geschützfeuer. Er hat sich längst daran gewöhnt, selbst die Flinte zu führen, ein Schütze unter Schützen ist er. Mit So-heitsabzeichen lassen sich keine Sottentotten in die Flucht schla-gen. Wie Blunder hat er die Abzeichen seines Ranges weg-gegeben. Hier kann nur das Gewehr sprechen, im Notfall die Pistole.

Die Schwarzen geizen nicht mit den Patronen. Aus brei-ter Front von der Düne hernieder hageln die Geschosse.

Ein Ochse von der Bespannung heult in wahnsinnigem Schmerz auf und zerreiht sein Zielzeug. Er stürmt, torfelnd, durch die deutschen Reiter. Zwei Meter vor dem Prinzen kracht er zu Boden.

Prinz Alexander wählte Flug zu tun, als er hinter den Gestürzten kroch. Hier galt es, jeden Millimeter Deckung aus-zunutzen. Aber die Gegner haben den Mann gesehen, der hin-ter den Balg kriecht. Eine Salbe von Schüssen prasselt auf die Stelle. Im Nu ist das rüudige Fell durchlöchert.

Reiter Haack liegt fünf Schritte von seinem Herrn entfernt. Kaum, daß der halb im Sand vergrabene Stein, hinter dem er Schutz gesucht hat, seinen Körper notdürftig deckt. Aber er hat Glück, die Geschosse, die ihm galten, sind abgesplittert. Da plötzlich, während er läd, sieht er das blasse Gesicht seines Herrn und er stoßt eine Sekunde lang, an dem blaffen Typhusgesicht rieselt ein Blutstrom nieder, sichert den Hals entlang — still liegt der Prinz.

Da springt er ohne sich zu bestimmen auf. In zwei Sätzen liegt er neben ihm. Prinz Alexander sieht ihn aus weitange-riffenen Augen an.

„Laß mich!“ sagt er. „Mit mir ist nichts. Ein Schwindel — aber wie kommst Du hierher?! Das Tier schützt uns nicht.“

„Ich mußte, Hoheit —“

(Schluß folgt.)